

Martin Uitz, Indien, im November 2006

Von Töpfern und Lebenszyklen

Warum auch alte Pötte nicht nutzlos sind

Die Töpferscheibe ist ein steinernes Schwungrad, das von Hand mit einem kurzen Stock in Drehung versetzt wird und sich dann auf ihrem Lager für drei bis fünf Minuten ausreichend schnell dreht, dass der Töpfer in diesem Zeitraum aus einem Klumpen feuchter Tonerde ein elegant geschwungenes Gefäß herstellen kann.

Der alte Handwerker hockt in der für eine Milliarde Inder typischen Haltung hinter seiner Töpferscheibe und nimmt vorerst eine halbe Hand voll Tonerde, die er in der Mitte der Scheibe aufträgt. Dann patzt er auf diese behutsam angebrachte Grundierung einen großen Klumpen feuchter Tonmasse, fast so groß wie ein Fußball. Fast gleichzeitig nimmt er in die rechte Hand einen dreißig Zentimeter langen Stock, gibt der bis dahin schräg auf Achse und Boden ruhenden Scheibe einen ersten Schwung und versetzt diese dann mit geschickten, rhythmischen Bewegungen des Stabes in immer schnellere Umdrehungen. Die jetzt lautlos rasch drohende Scheibe formt den Batzen Ton von selbst in einen bauchig gewölbten Zylinder.

Erst nachdem ausreichend Geschwindigkeit aufgenommen ist, umgreift der Töpfer fast zärtlich die Tonerde im Zentrum der Scheibe und formt ganz vorsichtig einen kugelförmigen Körper. »Die ersten Momente der Entstehung des Lebens sind von größter Vorsicht geprägt. Dass überhaupt Leben entsteht, dafür müssen viele kleine Zufälle genau zusammenpassen«, erklärt Harsh, der mit mir den Töpfer in seinem Dorf aufgesucht hat. So sei es auch bei der Töpferei: die ersten Handgriffe sind besonders heikel, die Tonmasse muss genau in der Mitte der Scheibe aufgetragen werden, sonst würde die Fliehkraft sie an den Scheibenrand drücken. Praktisch gleichzeitig müsse die ruhende Töpferscheibe mit einem geschickten Handgriff in Bewegung gesetzt, dann mit dem Stock beschleunigt und schließlich in eine gleichmäßige Bewegung versetzt werden. Erst dann könne man vorsichtig beginnen, die Tonmasse im Zentrum zu formen und ihr Leben und Verwendungszweck einzuhauchen.

Er vergleicht die ersten Schritte des Töpfers bei der Fertigung eines Wasserbehälters mit der Zeugung von Leben, der anschließenden Schwangerschaft, in der mit dem noch unselbständigen, heranwachsenden Embryo besonders vorsichtig verfahren werden muss und schließlich mit der Geburt, wenn aus der amorphen Lehmmasse schließlich ein symmetrisches, harmonisches Ganzes wird.

Was tun wir dann mit dem neugeborenen Kind: noch ist es unselbständig, wir müssen es umfassen, betten, wickeln, beschützen und langsam zu einem eigenständigen Wesen heranreifen lassen. Ganz so wie das Tongefäß auf der Töpferscheibe. Erst wird es vorsichtig von den Händen des Töpfers umfassen, später drückt dieser seine Daumen so prägend in die Tonerde, dass innen ein Hohlraum entsteht, weitet das Gefäß aus, formt es, gibt ihm Charakter und trennt es schließlich mit einem dünnen Faden, den er an jener Stelle durch den Ton zieht, wo das Gefäß auf der Scheibe aufsitzt, von eben dieser – ein selbständiges Produkt ist jetzt entstanden, die Nabelschnur durchschnitten. Dieses noch sehr verletzbare Geschöpf aus feuchter Erde wird an einem sicheren Platz getrocknet und muss danach gebrannt werden, initiiert sozusagen, wie ein junger Erwachsener, der in die menschlichen Gemeinschaft als selbständiger Mann oder reife Frau aufgenommen wird.

»Deshalb stellen wir neben ein Neugeborenes immer einen nagelneuen, tönernen Wasserbehälter, der vorher nie gebraucht wurde«, fährt Harsh fort. »Das ist ein Symbol für das neue Leben, das keinen Einflüssen früherer Nutzer des Tongefäßes ausgesetzt sein soll«. Zwanzig, dreißig Jahre lang wird ein Tongefäß dann als Wasserbehälter verwendet, dann beginnt es zu altern. Ganz wie bei den Menschen sei das. In dieser Lebensphase ist der Mensch am Höhepunkt seiner körperlichen Kräfte, kann selbst wieder Nachwuchs in die Welt setzen, wird immer wieder mit neuer Energie befüllt, so wie der Wasserkrug.

Doch was geschieht, wenn das tönerner Gefäß alt und brüchig wird, wenn sich innen die Glasur zu lösen beginnt. Wasser kann man darin dann nicht mehr aufbewahren, viele kleine Risse würde es lecken lassen. Ist das Gefäß nun nutzlos geworden? Mitnichten, denn jetzt wird der runde Topf in zwei Teile gebrochen, die jeweils eine Schale ergeben, die zum Aufbewahren von Chapati, indischen Fladenbrotens bestens geeignet ist. Nochmals zehn bis zwanzig Jahre führt der alternde Ton nun ein Nutzen stiftendes Leben im Haushalt, es macht auch nichts aus, dass die Bemalung langsam verblasst und das einst vollendet geformte Gefäß immer mehr Sprünge, Ecken und abgeschlagene Kanten bekommt.

Ganz so sei es auch im Lebenszyklus des Menschen. Die Älteren setzen zwar keine Kinder mehr in die Welt und verrichten keine schwere körperliche Arbeit. Auch zerfurchen Falten ihre Gesichter und seien ihre körperlichen Funktionen zum Teil beschränkt. Doch sie sind deshalb nicht nutzlos geworden. Ganz wie ein altes Tongefäß ändert sich nur ihre Rolle in der Familie, in der Gesellschaft. Für die neue Aufgabe, die Weitergabe des Wissens und der Erfahrung müssen sie nicht jugendlich aussehen und auch keine großen körperlichen Leistungen mehr vollbringen.

Selbst wenn die nun zu Brotschalen mutierten Tongefäße schließlich zerbrechen, ist der Kreislauf ihrer Nutzungen nicht abgeschlossen. Harsh zeigt auf einen knorrigen Baum im Hof des Anwesens des Töpfers. Bruchstücke alter Tongefäße hängen an Hanfseilen von seinen Ästen, sind mit ein wenig Wasser gefüllt, das die bunten Vögel der Halbwüste Rajasthans gierig suchen. So bringen die alten Tonscherben nochmals Leben, Freude und Begegnung mit der Kreatur in Haus und Hof der Menschen. Wenn die Fragmente des einstigen tönernen Wasserbehälters nicht einmal mehr als Futterschalen für die Vögel taugen, werden sie eingesammelt und beim Brennen neuer Tongefäße geschickt so in den am Dorfplatz aufgebauten Brennofen eingesetzt, dass sie den Luftzug durch das glosende Getümmel aus Erde, Stroh und zu brennenden Tongefäßen präzise regeln. Alte Tonscherben tragen auf diese Weise dazu bei, dass neues, tönernes Leben entstehen kann.

Großmütter und Großväter sind die verlässlichsten Wächter an der Wiege ihrer Nachfahren und helfen dem jungen Leben bei seiner Reifung so wie die alten Scherben den frischen Tongefäßen beim Prozess des Brennens den richtigen Luftzug verschaffen. »Wenn der Scheiterhaufen für einen Verstorbenen errichtet wird, steht daneben immer ein nagelneues Tongefäß, das der älteste Sohn des Verschiedenen zerbricht, bevor er das heilige Feuer entzündet, das die leiblichen Überreste des in den nächsten Lebenszyklus Eingetretenen verschlingt«, erklärt Harsh die Symbolik des Tongefäßes und seinen Bezug zum Lauf des menschlichen Lebens. Damit wird daran erinnert, dass der Tote einst ebenso ein junges, frisches Wesen war, wie der neue Tonkrug. Und dass das Leben zu Ende geht, so wie ein tönernes Gefäß in Scherben zerfällt. Doch aus dem Staub, der von zerbrochenen Tonscherben übrig bleibt, wird neue Tonerde. Für den Schritt in die nächste Manifestation des Lebens im Samsara, der Kette der Wiedergeburten, ist gesorgt.

Begegnungen in Pushkar

Wo Tiere, Menschen und Kulturen Frieden geschlossen haben

»Are you from Canada?« fragt mich der ältere Amerikaner mit der Baseballmütze, als ich gerade Aloo Paratha (Kartoffelbrot) mit Yoghurt und Pickles verzehre. An meiner Kleidung – hellgraues Salwar Kameez – kann es wohl nicht liegen. Später wird Felix mir erzählen, dass er diese Frage immer stellt, um mit jemandem ins Gespräch zu kommen.

Als ich ihm von meiner Salzburger Heimat erzähle, bekommt er glänzende Augen. Im April 1945 lag er in Traunstein vor Salzburg, als GI der 57. Infanteriedivision der US-Army. Das Kriegsende hat er dann als Verwundeter in Augsburg verbracht. Seine Frau stammt aus Ecuador und spricht Englisch mit starkem Spanischen Akzent. Ich erzähle ihm, dass mein Vater gestern seinen 82. Geburtstag gefeiert hat. Im Krieg sei er wohl auf der anderen Seite gestanden, aber im April 1945 war er ebenfalls in Salzburg, verwundet zurück von der Ostfront. Und mein amerikanisch-jüdischer Onkel Abe war auch da, bereits verliebt in meine Tante Eva. »Guess how old my husband is«, mischt sich Maria ein, als sie das Alter meines Vaters hört. »He is ninety-two.«

Vor drei Tagen seien sie ohne jede weitere Reservierung in Delhi angekommen, ein junger Mann von einem Reisebüro habe ihnen ein Auto und einen Fahrer vermittelt, der Sie jetzt durch Nordindien und Nepal chauffieren wird. Hotels suchen sie sich gerne selbst aus, romantisch sollten sie halt sein, schließlich wäre es ja ihre Hochzeitsreise.

Einen Tag vor dem Abflug nach Indien hat sie der Friedensrichter in Miami/Florida getraut, erzählt Felix ihre unglaubliche Geschichte. Er mit seinen 92 Jahren sei um 28 Jahre älter als die 64jährige Maria. Und es sei für beide nicht ihre erste Ehe. Sondern jeweils die vierte. Allerdings waren sie schon einmal miteinander verheiratet, vor gut 25 Jahren wohl. Damals haben sie fünf Jahre miteinander als Mann und Frau gelebt, nachdem Felix sich von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen, die zwei Kinder waren bereits erwachsen. Auch Maria, damals mit einem ecuadorianischen Diplomaten in Bonn verheiratet, ließ sich für ihre Liebesehe mit Felix scheiden, drei Kinder brachte sie aus ihrer ersten Ehe mit. Der große Altersunterschied habe die damals gerade 36jährige nicht gestört, Felix sei schließlich ein enormer Draufgänger gewesen. Am ersten Tag ihres Kennenlernens habe er ihr sofort seine Liebe gestanden und sie gefragt, ob sie ihn heiraten wolle.

Doch nach fünf Jahren siegten die Vernunft und die guten Ratschläge ihrer Freunde und Familien, das ungleiche Paar trennte sich. Beide heirateten nochmals, die dritte Runde blieb kinderlos. Doch sie verloren einander nie ganz aus den Augen. Als Maria ihrem Felix nach weiteren zwanzig Jahren gestand, dass er noch immer die große Liebe ihres Lebens sei, ließen sich beide erneut von ihren Partnern scheiden. Und heirateten einander am 7. November 2006 nochmals.

»Diese ist meine beste Hochzeit«, sagt Felix, der mit einer Knieprothese herumspringt wie mancher Sechzigjährige es nicht mehr kann. »Denn diesmal ist es für immer.« Die insgesamt fünf Kinder hätten den beiden gratuliert, dass sie jetzt endlich zueinander stehen. Ob sie wissen, dass ihr Vater beziehungsweise ihre Mutter ohne jeden Plan wie Rucksacktouristen durch das indische Chaos reisen?

»Weißt Du«, sagt Felix nach drei Stunden in einem Café an den Ufern des heiligen Sees von Pushkar, »damals im Krieg habe ich immer den Wunsch gehabt, einmal heimlich hinüber zu den Feinden zu schleichen und mit ihnen zu reden«. Neugierig sei er gewesen, vermutet habe er, dass auf der anderen Seite Menschen sein würden, mit denen er gut Freundschaft schließen könnte. »Das war ein Privileg, das ich hatte, dass ich nicht dieses stupide Feindbild mit mir herum schleppte«. Das zweite große Privileg sei gewesen, dass er das massenhafte Morden und Töten überlebt habe. Seit seiner Verwundung sei jeder Tag im Leben für ihn ein Geschenk, ergänzt er voll Demut.

Wer Pushkar mit freundlichen Augen und offenem Herzen durchwandert, kommt an besonderen Begegnungen nicht vorbei. Vor acht Uhr früh fällt eine Horde heiliger Langur Affen in den noch schläfrigen Marktbereich ein, tollt von Hausdach zu Hausdach, baumelt von allen Bäumen, Strommasten und TV-Kabeln, wird von Frühaufstehern mit Nüssen und Süßigkeiten gefüttert und liefert einem neugierigen Hund einen kurzen Stellungskrieg. Der Besitzer des Stoffladens sieht uns die Affen beobachten: »Vor zweitausend Jahren war hier noch alles Dschungel, rund um den See stand dichter Wald, die Wüsten Arabiens hatten noch nicht auf Indien übergegriffen«. In Pushkar, dem heiligen Ort, wo Brahma mit seiner Hand eine Lotusblume eingesetzt habe, aus der dann das Wasser für den See entsprungen sei, hätten damals keine Menschen gewohnt. Nur zum Opfern seien sie an die Seeufer gekommen, aber niedergelassen habe sich niemand. »Die Affen waren auch damals schon da, jeden Morgen kamen Sie von den östlich Pushkars gelegenen Hügeln herunter und naschten von den tropischen Früchten des Dschungels.« Bis heute halten sie dieses Ritual ein, durchqueren morgens das dicht besiedelte Marktgebiet von Ost nach Südwest, rasten an den schönsten Ghats, folgen derselben Route wie ihre Vorfahren, als Pushkar noch menschenleer war. Erstaunlich, anders als im Himalaya sind die Languren hier überhaupt nicht scheu, lassen sich mit der Hand füttern, scheinen uns mit Mutterstolz ihre Jungen zu präsentieren. Zwei besondere Feinschmecker hocken bei einer genüsslich dösenden, weißen Kuh und befreien sie mit viel Fingerspitzengefühl von diversen Parasiten, offensichtlich einer besonderen Köstlichkeit am Speisezettel der Affen.

Neben dem modernen Stoffgeschäft unseres morgendlichen Erzählers liegt ein etwas herabgekommener Gemischtwarenladen. Sein Großvater habe den gegründet, bedeutet er, zu einer Zeit, als es in Pushkar lediglich vier Geschäfte gegeben habe. Kaum vorstellbar angesichts von Hunderten Händlern, die heute in Indiens beliebtem Wallfahrtsort ein gutes Auskommen finden. Das Warenangebot ist auf die Herkunft der Besucher abgestimmt. Achtzig Prozent der glitzernden Schätze begeistern indische Pilger, die aus allen Landesteilen hierher kommen, wo der einzige Tempel für Brahma, den höchsten Gott im hinduistischen Pantheon steht. Zwanzig Prozent der Angebote zielen auf westliche Rucksacktouristen mit ihrer Vorliebe für Schlotterkleidung, Tattoos und Internet-Cafés.

Die beiden jungen Frauen haben kleine Perlen in ihre bunten Zöpfe geflochten, die Burschen sehen einander zum Verwechseln ähnlich, tragen schwarzes, schulterlanges Haar, der eine hat eine professionelle, digitale Spiegelreflexkamera in der Hand. Ihre Kleidung weist sie als jugendliche Weltenbummler aus, indische Stoffe, Stirnband, Piercing, doch der Hautfarbe nach lassen sie sich schwer einordnen. »Are you Indian?« frage ich eines der Mädchen. »Yes, I come from Dehradun, my boyfriend is from Bombay«. Die Antwort überrascht. Nicht nur, dass die vier nach ihrem Outfit auch als westliche Backpacker durchgehen könnten, das Wort »boyfriend« aus dem Munde einer unverheirateten, jungen Frau in einem Land, in dem noch heute 95 Prozent der Ehen von den Eltern arrangiert werden, klingt spannend.

Ihr Freund, der Fotograf, springt ein. Es sei ganz und gar nicht der reine Hinduismus, der die Heiratsbräuche, Kastenunterschiede und Einschränkungen im Umgang zwischen Mann und Frau hervorgerufen habe. Die meisten dieser Bräuche seien keine dreihundert Jahre alt, eine Verdrehung der Grundsätze der göttlichen Lehren aus dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Es sei daher nur gut und höchst an der Zeit, dass die junge Generation sich auf diese viel älteren Werte und Freiheiten besinne.

Er und sein Zwillingenbruder sind mit ihren Freundinnen zur Pushkar Mela angereist, dem größten Kamelmarkt Indiens und gigantischen Jahrmarkt, der alljährlich zum ersten Novembervollmond hier stattfindet. Tausende Künstler, Tänzerinnen, Musiker, Feuerspeier, Schlangenbeschwörer, Geschichtenerzähler und Artisten versammeln sich für eine Woche in dem sonst so ruhigen Wallfahrtsort. Für den jungen Fotografen und Grafiker aus Bombay eine »Gelegenheit, das richtige Indien kennen zu lernen«. Viele Menschen in den boomenden Großstädten Indiens kennen ihr eigenes Land, ihre eigenen Wurzeln nicht mehr, bedauert er. Und die Musik, die Tänze und die Darbietungen hier in Pushkar seien noch völlig authentisch, für manche seltenen Liedtexte und Volkstänze die letzte Gelegenheit, sie vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

Die einzige Möglichkeit, das alles zu sehen, bevor es in einem Einheitsbrei von Jeans, Microsoft und Coca Cola versinke, sei jetzt zu reisen, so wie es die jungen Globetrotter aus dem Westen ja auch tun. Die Designerin aus Dehradun an den Foothills des Himalayas beantwortet unsere Frage, wie denn die Eltern über die gemeinsame Reise mit ihrer Freundin und den Zwillingenbrüdern denke. Sie sei jetzt immerhin schon vier Jahre mit ihrem boyfriend beisammen, langsam würde die Familie das akzeptieren. Ob sie wenigstens aus der gleichen Kaste stammen, will ich wissen. »Wir sind einfache Hindus«, antwortet der Fotograf, »wir kennen keine Kasten«. Auch wenn die vier heute wohl nur eine ganz kleine, urbane Minderheit repräsentieren. Wir haben mit ihnen Vertreter des neuen Indiens kennen gelernt, die nicht einseitig den Götzen der westlichen Konsumgesellschaft opfern. Sie suchen ihre Wurzeln in der Jahrtausende alten Kultur Indiens und des Hinduismus, dessen dekadente Ausprägungen und Diskriminierungen der letzten paar Jahrhunderte sie ablehnen.

Aurèle und Lorraine sind Schweizer aus Lausanne, empfehlen uns köstliches Nan, gefüllt mit Gemüsemasalla, im fleisch-, ei-, alkohol- und rauchfreien Pushkar eine der vegetarischen Köstlichkeiten, die das Essen zum Vergnügen machen. Neugierig hören sie unsere Geschichten aus Bhutan, einem Land, das sie auch gerne einmal besuchen würden. In der Tat ist Bhutan wohl das letzte Fleckchen in dieser Gegend, das die beiden noch nicht bereist haben. Von Thailand aus über Kambodscha und Vietnam nach China, dann weiter durch Jünan nach Tibet, natürlich ohne Permit – wie die meisten jugendlichen Globetrotter, die mit begrenzten finanziellen Mitteln unterwegs sind.

Die Fahrt durch den Osten Tibets sei spannender gewesen als die anschließende Durchquerung der Hochebene von Lhasa nach Kathmandu, viele Kontrollstellen und die Omnipräsenz des chinesischen Militärs hätten ihnen deutlich vor Augen geführt, dass die Menschen am Dach der Welt unglücklich seien. Dann quer durch Nepal nach Nordindien, Varanasi, Agra, Jaipur, jetzt eben Pushkar und dann weiter nach Delhi, um sich Visa für den Iran und Pakistan zu besorgen, so stehe es auf dem Programm.

Wie die beiden unterwegs sind? Mit dem Fahrrad natürlich. Zwei relativ billige Velos haben sie aus der Schweiz nach Thailand mitgenommen, auf den ersten 15,000 Kilometern nur vier Reifenpannen gehabt und noch immer die erste Garnitur Mäntel auf den Hinterrädern. Ein

kleines Zelt haben sie dabei, das ihnen bei längeren Strecken ohne Siedlungen in Tibet schon gute Dienste geleistet hat. Damit müssten Sie wohl auch 2000 Kilometer Wüsten in Belutschistan meistern können, denn die beiden wollen im Winter die direkte Route von Lahore nach Quetta nehmen, die ich 2004 zum Teil gefahren bin.

Jetzt seien sie aber doch etwas in Sorge, wie es in Pakistan und im Iran mit Ersatzteilen aussähe. Ein Tretlager tut's nicht mehr so ganz, irgendwann werden auch die Reifen am Ende sein. In meiner Überland-Seele brennt große Sehnsucht, mich den beiden anzuschließen. Zumindest kann ich ihnen ein paar Tipps zu Werkstätten in Pakistan mitgeben – und über ein eMail mit Routenempfehlungen für den Donauradweg würden sie sich freuen, denn in einem halben Jahr wollen sie am Schwarzen Meer ankommen und dann der Donau bis nach Mitteleuropa folgen.

Morgens trinken wir gemeinsam mit unserer französischen Zimmernachbarin Granatapfeljuice an einem der legendären Fruchtsaft- und Lassi-Stände von Pushkar. Der Hinweis auf Verdauungsprobleme nach dem Genuss dieser Köstlichkeiten fehlt in keinem Backpacker-Guidebook, aber angesagte Katastrophen finden bekanntlich nicht statt. Mit der Französin teile ich die Leidenschaft für Laptops aus dem Hause Apple-MacIntosh, Grund genug, gemeinsam auf die Suche nach Mac-tauglichen Internet Anschlüssen zu gehen. Sylvie lebt seit fünf Jahren in Varanasi, spricht und liest fließend Hindi und erforscht die Rituale der Menschen, die in der heiligen Stadt am Ganges auf ihren Tod warten. In ihr ist die Ruhe Indiens, die sich einstellt, wenn man länger als nur für eine Pauschalreise diesen verrückten Subkontinent bereist.

Mit den Tänzerinnen, die in ihrer aufreizenden Aufmachung, mit dicker Schminke und herausfordernden Blicken einsame Männer anmachen und gegen Bezahlung für Fotos und Videokamera Modell stehen oder tanzen, spricht sie wie mit jüngeren Schwestern. Einführend und solidarisch erkundigt sie sich nach dem Geschäftsgang, fragt wie es den Müttern der kaum zwanzigjährigen Mädchen geht. Die Tänze hätten sie alle von Mama gelernt, seit vielen Generationen sei das so, auf Jahrmärkten, Festlichkeiten oder überall dort, wo viele Menschen zusammenkommen bieten Frauen aus dieser Kaste ihre Dienste an. Touristen halten sie oft für Prostituierte, was sie keineswegs sind, auch wenn ihre Art, Männer anzusprechen dies durchaus vermuten lässt. Sylvie ist für die Mädchen eine angenehme Abwechslung, eine Didi (ältere Schwester), mit der sie ein paar Worte reden können, ohne dass lüsterne Blicke ihre hauchdünnen Schleier nach den Konturen von Busen und Po absuchen.

Merkwürdig, in Pushkar begegnen einander Kulturen, Mensch und Tier auf eine ganz eigenartige, friedfertige und sanftmütige Weise. Ob Brahma das im Sinn hatte, als er den Quell für den Heiligen See entspringen ließ? Wahrscheinlich war er viel zu beschäftigt, sich zwischen den beiden Frauen auf diplomatische Weise aus der Affäre zu ziehen, die heute durch zwei den Ort überragenden Bergkegel und den kleinen See manifestiert sind. Die Einheimischen sagen, weil er seiner Erstfrau untreu geworden sei, gäbe es in ganz Indien zur Strafe nur diesen einen Tempel zu seinen Ehren. Doch nicht so tolerant und liberal, der Geist von Pushkar?

Die Politologin und ihre Pferde

Selbst gewählte Einsamkeit am Rande der Wüste

Für die meisten Besucher Rajasthans ist Dundlodh nur ein Stecknadelkopf auf der Landkarte der zahllosen Sehenswürdigkeiten. Der winzige Ort liegt etwas abseits der Straße zwischen Nawalgarh und Mandawa, jenen beiden Orten, die das Herz der Region Shekawati bilden. Die Trampelpfade der Touristen führen nach Agra, Jaipur, Udaipur, Jaisalmer und Jodhpur. Die kleinen Orte nördlich von Jaipur passen meist nicht in das Programm gestresster Pauschalreisender, zu unbedeutend sind diese Kleinode im Vergleich mit den imposanten Palästen der Maharajas in den größeren Städten.

Dabei gibt es im Bezirk Shekawati kaum ein Dorf, in dem nicht zumindest einige Hawelis auf ihre Entdeckung warten. Hawelis waren die Herrenhäuser der Kaufmannsfamilien des Stammes der Marwaris, die es im 19. Jahrhundert zu großem Wohlstand gebracht haben. Damals haben die umtriebigen Kaufleute begonnen, die strategische Lage ihrer Ortschaften an der südlichen Seidenstraße zu nutzen. Seehandel und Eisenbahnbau nutzten sie geschickt, errichteten Handelshäuser erst in Bombay, dann an allen großen indischen Seehäfen. Bald machten sich einige der unternehmerischen Wüstensöhne auf den Weg in fremde Lande, nach England und Amerika, nach Nepal und Burma.

Heute finden sich Marwaris und ihre Handels- und Industriekonzerne in allen Erdteilen. Unter Indiens neuen Industrietöcoonen stellen die Marwaris den größten Anteil. Die Mittals mit ihrem weltweit größten Stahlkonzern sind ebenso Marwaris wie die Poddhars, Birlas und Agrarwals. Lange Zeit hatten die in alle Welt ausgewanderten Marwari Händler Geld an ihre in Shekawati zurück gebliebenen Familien geschickt. Mit diesen Mitteln entstanden um 1900 Hunderte Hawelis, die sich von den Kaufmannspalästen anderer Region durch auffällige und überbordende Sgraffito Malerei unterscheiden. Szenen aus der hinduistischen Götterwelt dominieren, werden aber von Alltagsmotiven, Portraits der reichen Handelsherren und teilweise kuriosen Darstellungen der jüngsten Errungenschaften der damaligen Zeit bereichert. Eisenbahnzüge und erste Automobile zeugen von der weltmännischen Aufgeschlossenheit der Kaufleute aus Rajasthan ebenso wie Abbildungen der Ziele ihrer weltweiten Reisetätigkeit. Neben der Rialto Brücke prangt eine alpine Landschaft mit Schneebergen, ein Porträt des jungen Mozart fügt sich neben die Tower Bridge.

Die meisten dieser Hawelis sind heute dem Verfall preisgegeben, einige wenige werden und wurden restauriert, manche als Hotels einem neuen Nutzen zugeführt. Die Modernität der Jahrhundertwende fordert jetzt Tribut: die meisten Kunstwerke wurden mit aus Europa importierten Anilinfarben gemalt, die der Sonne Rajasthans und dem Wüstensand nichts entgegensetzen haben. Alte Malereien mit Naturfarben haben die Jahrhunderte besser überstanden als die modernen Haweli-Wandmalereien der Marwari-Kaufleute, die in kaum hundert Jahren schon fast verblichen sind.

Die Suche nach versteckten Hawelis führt uns in das kleine Dorf Dundlodh. So klein der Flecken auch ist, selbst hier stehen rund ein Dutzend dieser schmucken Paläste, einer ist als Museum restauriert, die anderen verfallen und verbleichen. Während in den Städten Rajasthans Dynastien von Rajputen über tausend und mehr Jahre die Geschicke bestimmten, wurde die Region Shekawati besonders im 19. Jahrhundert vernachlässigt. Der Reichtum der Marwari, Angehörige der Händlerkaste, wurde von den Bezirksfürsten aus rajputischem Adel gar nicht

geschätzt. Verglichen mit den reichen Händlern waren die Thakuren relativ arm, in manchen Orten wurden sie sogar von Marwaris entmachtet, da sie es nicht ausreichend schafften, für die Sicherheit der mit wertvollen Gütern übervollen Marwari-Paläste zu sorgen.

Einer der wenigen aus dem Rajputengeschlecht, der seine Stellung in Shekawati halten konnte, war der Thakur von Dundlodh. Wer sein mächtiges Fort sieht, das so gar nicht zu dem winzigen Ort passt, ahnt ein wenig von der einstigen Macht. Der Innenhof zeugt von früherem Glanz und doch auch ein wenig vom Verfall der letzten Jahrzehnte. Auf einem kleinen Balkon vor einem Zimmer mit Erker im oberen Stockwerk sitzt ein Australier und tippt Geschichten in seinen Laptop. »We have provided him a room for longtime stay, he is a writer«, erzählt Sunayana. Die zierliche, dunkelhäutige Frau mit dem posh Oxford accent passt irgendwie nicht in das Ambiente einer Wüstenfestung mit ihren groß gewachsenen Bewohnern, die stolz auf ihre arische Abstammung hinweisen. Sie stammt aus Bengal, ihre Mutter kommt aus Kolkata, der Vater ist ein renommierter Journalist und verkehrt in den höchsten politischen Kreisen Delhis.

Der Vater, mit dem sie seit Jahren kein Wort spricht. Er hat die Mutter vor fünfzig Jahren aus Liebe geheiratet, Kastengrenzen überschritten und Konventionen verletzt. Geflohen sind die beiden Verliebten damals vor ihren beiden Familien, versteckten sich so lange, bis es mit der Geburt des ersten Kindes kein Zurück mehr gab. Zwölf Jahre lang hat die Familie des Vaters dessen Frau und Mutter seiner Kinder nicht in ihr Haus eingeladen, selbst danach durfte sie nur am Rande sitzen, wenn die Schwiegerfamilie sich traf. Nach 25 Jahren Ehe hat der Vater die Mutter dann verlassen. Die Kinder waren gerade erwachsen, Sunayana als älteste Tochter eine der wenigen Frauen mit akademischem Abschluss an der Uni in Delhi. Als die Ehe der Eltern zerbrach, ging auch das Weltbild der Tochter und ihr Respekt vor dem Vater verloren.

»Für immer«, fügt sie hinzu. Mittlerweile würden Mutter und Vater samt seiner zweiten Frau wieder in Freundschaft miteinander verkehren, auch ihre jüngeren Geschwister hätten nun guten Kontakt zu beiden Elternteilen. »But I will never talk to him any more. I simply can't forgive him«. Mit ernster Miene erzählt Sunayana ihre Lebensgeschichte, die als Liebling des Vaters beginnt und mit der Liebe zu den Marwari Pferden von Dundlodh enden wird. Die Intellektualität des Vaters, einer der großen Analytiker der indischen Gesellschaft und Politik, prägt sie schon als junges Mädchen. Während die Mutter dem stürmisch auf der Karriereleiter emporstrebenden Mann den Alltag so angenehm wie möglich gestaltet, bleibt ihr keine Zeit, den geistigen Höhenflug des Ehemannes mitzumachen.

Doch die Tochter wandelt in seinen Spuren. Im Indien der Siebzigerjahre absolviert sie beste Schulen und Colleges, entscheidet sich nach einer langen Aussprache mit der Mutter dafür, ein Vollstudium anzugehen. Schon damals ist ihr klar, dass sie damit das beste Alter und die besten Chancen für eine standesgemäße Verheiratung verpassen wird. Und dass danach der Kreis der Heiratskandidaten schrumpft, weil Männer Frauen fürchten, die ein Zuviel an Bildung und Wissen mitbringen.

Dann die Scheidung. Sie kann ihren Vater verstehen, er findet eine Frau, die das an Intellektualität mitbringt, was ihm die Mutter seiner Kinder nicht bieten kann. Verzeihen kann sie ihm nicht. Sie hätte es noch verstanden, wenn er die andere als Zweite in einer unregelmäßigen Beziehung nebenbei als Geliebte behalten hätte. Damit wären wohl alle drei letztlich besser gefahren, meint die Tochter heute. Aber die Scheidung, das Verlassen und Zurücklassen jener Frau, die ihm 25 Jahre allen Ärger und alle Sorgen vom Leib gehalten hatte, damit er sich auf seine Karriere konzentrieren konnte, das sei nicht zu akzeptieren. Selbst die Mutter würde sie

etzt oft ermutigen, doch endlich wieder mit dem Vater zu sprechen. Aber das sei ausgeschlossen. Zu sehr verfolgt sie das Bild der verstoßenen Frau, die drei Kinder seien damals selbstverständlich mit ihrer Mutter gegangen, hätten die luxuriöse Wohnung und das mondäne Leben in Delhi gegen eine einfache Unterkunft an der Seite ihrer Mutter eingetauscht.

Sunayana sucht sich gleich nach dem Abschluss ihres Politikwissenschaftsstudiums einen Job; kein leichtes Unterfangen: Frauen mit akademischem Abschluss werden skeptisch beurteilt, irgendetwas kann nicht stimmen, wenn sich eine 22jährige statt zu heiraten in philosophische Bücher vergräbt.

Ihrem ersten Arbeitgeber ist sie bis heute treu. Ein entfernter Verwandter des Maharajas von Jaipur, Thakur Raghuvir Singh, der Mühe hat, sein verfallendes Fort in Dundlodh zu erhalten, gibt ihr eine Chance und Arbeit. Sie dient seiner Familie nun seit 26 Jahren, hat den Verlust der letzten Privilegien des Adels miterlebt und gesehen, wie aus einstigem Glanz ein Kampf um das wirtschaftliche Überleben wurde.

Der Vater ihres »Bosses«, wie sie ihren Dienstgeber nennt, habe im Fort noch nach allen Regeln des rajputischen Hofzeremoniells gelebt. Wenn er um zehn Uhr abends die Glocke des Forts habe läuten lassen, wussten die Bewohner Dundlodhs, dass jetzt unbedingte Nachtruhe angesagt war. »Nicht so wie heute, wo man selbst im Fort oft nicht schlafen kann, weil irgend ein Typ draußen sein Transistorradio auf voller Lautstärke die Nacht durchplärren lässt«, illustriert sie die einstige Autorität des Landesherrn.

Schwer sei es für den einst mächtigen Adel gewesen, Anfang der 1970er Jahre auf die verbliebenen Privilegien zu verzichten. Erst als er auch seine Waffen abgeben musste, sei dem Thakur von Dundlodh klar geworden, dass die Zeit seiner Herrschaft zu Ende gegangen war. Höchstens drei Waffen durften die adeligen Landesherrn behalten, doch selbst die mussten registriert werden. Dabei waren gerade die Sammlungen historischer und moderner Waffen der besondere Stolz vieler dieser Fürsten gewesen.

Statt Hausprospekt und Preisliste zu erläutern, steht sie nun schon eine Stunde mit uns im Diwan-e-khas, der privaten Audienzhalle. »Die Räumlichkeiten links von hier gehörten den Frauen, die in strenger Purdah ein abgeschirmtes Leben führten«, erzählt sie. Selbst der Thakur habe mittels einer durch Boten überbrachten schriftlichen Nachricht um einen Besuch bei seiner Lieblingsfrau vorfühlen müssen, wenn ihm danach war. Erst nach so einer Voranmeldung habe die Frau dann allenfalls die weiblichen Bediensteten weggeschickt und den Gemahl empfangen – oder abgesagt, wenn sie indisponiert war.

Die strenge Abgeschlossenheit der Purdah geht in doppelter Hinsicht auf den Einfluss des Islams zurück. Muslimische Frauen leben in vielen Gesellschaften ja bis heute in dieser von der Umwelt und vor allem von fremden Männern abgeschlossenen Welt im eigenen Haus. Dass gerade im hinduistischen Indien dieser Brauch übernommen wurde, hatte andere Gründe: zur Zeit des Sultanats von Delhi, als zwischen dem 11. und dem 16. Jahrhundert mehrere muslimische Dynastien kleinere und größere Teile des heutigen Indiens beherrschten, gab es immer wieder Zeiten zerfallender Staatsmacht, in denen marodierende Truppen und muslimische Männer aus dem Begleittross der eingefallenen Türken, Mongolen oder Perser nicht zuletzt den Frauen der Inder nachstellten. Die fremden Herren beherrschten das Land militärisch, bauten aber vorerst keine Städte und ließen sich nicht auf Dauer nieder. Häufig lebten sie in Zeltlagern, wenn überhaupt dann nur von wenigen Frauen begleitet.

In diesen Zeiten untersagten besorgte hinduistische Männer ihren Frauen, alleine auf die Straße zu gehen. Zu groß war die Gefahr, dass sie Opfer einer Belästigung, Entführung oder Vergewaltigung wurden. So entstand die Sitte, dass verheiratete Frauen auch der Hindus nur selten ihre eigenen vier Wände verließen. Taten sie es, dann trugen sie Schleier, ganz ähnliche wie ihre muslimischen Schwestern. Diese Tradition hat sich besonders in Rajasthan bis heute erhalten, im urbanen Indien ist sie bereits aufgebrochen, am Lande jedoch immer noch für eine Mehrheit der Frauen strenges Gebot.

Sunayana lebte selbst nie in der Abgeschlossenheit indischer Ehefrauen. Sie ist bis heute ledig. Dass sie seinerzeit zwischen Ehe und Studium mit anschließender Berufstätigkeit wählen müssen, relativiert sie jetzt. Der Vater habe Schuld daran, dass sie kein Interesse an einer Beziehung mit Männern aufbringen kann. Bis heute sei das so. Gerade zu dem Zeitpunkt, als sie eigentlich »reif« für eine arrangierte Ehe oder eine Liebesheirat gewesen wäre, habe sie an der Zerrüttung der Ehe und schließlich der Scheidung ihrer Eltern gesehen, welchen Schmerz ihre Mutter habe ertragen müssen.

Sie reagiert auf diese Situation mit besonderem Ehrgeiz im Beruf, ist sich für keine Arbeit zu schade, stellt »ihren Mann« auch in schwierigen Zeiten, als ihr »Boss« im Streit mit seinen königlichen Verwandten Jaipur verlassen muss. Eine britische Filmproduktion bringt in den 1980er Jahren Einnahmen für Fort Dundlodh, das ihr »Boss« kaum mehr erhalten kann. Und die Briten lassen alles am Set zurück, wofür ein Rücktransport zu teuer wäre. So bleiben auch zwei Dutzend Marwari-Pferde in Dundlodh. Seit damals gehört Sunayanas Liebe den Rassepferden. An den nach innen gebundenen Ohren erkennt der Fachmann, dass es sich um jene mit den Bedingungen der Wüsten Rajasthans vertrauten, ausdauernden und schnellen Reittiere handelt, auf deren Rücken die Königssöhne ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Polospiel, frönen.

Auf Dundlodh ist seit dem Beginn der Pferdezucht frischer Wind eingezogen. Sunayana präsentiert den Besitz stolz in internationalen Magazinen, die Reiturlaube in exotischen Destinationen anbieten. Mit den Pferde begeisterten Touristen aus Europa und Amerika kommt Geld in die leeren Kassen der Erben des Thakurs, Schritt für Schritt werden einige der Zimmer des Forts renoviert, das bereits zu einem echten Geheimtipp für Freunde von Heritage Hotels geworden ist.

Neben den Reitern finden sich auf Dundlodh gelegentlich auch Schriftsteller ein, die aus der Ruhe und Abgeschlossenheit des Forts, seiner prächtigen Lage und dem Hauch von Geschichte, der doch die Anlage weht, ihre Inspiration schöpfen. Sunayana widmet den residenten Schreibern fast so viel Aufmerksamkeit wie den Pferden. Nur jenem Autor nicht, dessen Texte halb Indien liest, mit dem sie jedoch kein Wort mehr gesprochen hat, seit er ihre Mutter verlassen hat: ihrem Vater.